

Wohin geht die Universität?

Das Bildungsziel der Hochschulen in Zeiten der Globalisierung

ANNIKA HERRMANN
DAAD-Lektorin
Universidad Pablo de Olavide
Sevilla

H*errmann:* Herr Dr. Bode, ich habe einen bunten Katalog mit Fragen der Redaktionsmitglieder des *magazins* mitgebracht – grob kann er in die Themen *in Deutschland – aus und nach Deutschland – DAAD* eingeteilt werden. Die ersten Fragen beziehen sich auf die Veränderungen, die der Bologna-Prozess mit sich gebracht hat: Was halten Sie vom Wandel des Erziehungsmodells im Rahmen des gemeinsamen europäischen Hochschulraums? Ist Bologna ein Fortschritt? Was wird dabei gewonnen, was geht verloren? Wem nutzt die Reform und welche Ziele und welches Menschheitsideal verfolgt Bologna?

Bode: Zunächst einmal: ich bin prinzipiell ein Anhänger eines gestuften und differenzierten Modells von Studiengängen und insofern ein Befürworter von Bologna. In einem System, in dem fast jeder zweite auf die Hochschule geht, muss Rücksicht auf die Unterschiede genommen werden – und zwar sowohl bei den Studierenden, ihren Vorbildungen und ihren Ausbildungszielen als auch bei den differenzierten Interessen der Abnehmer auf dem Arbeitsmarkt. Es gibt nicht mehr das *eine* Modell *Akademiker* oder das *eine* Modell *Führungsperson in Spitzenpositionen*, an dem sich die Ausbildung orientiert. Und das heißt, dass sich unser System – auch wenn es mit einheitlichen Bachelor- und Master-Abschlüssen scheinbar homogenisiert wird – gleichzeitig inhaltlich differenzieren muss, was natürlich wieder einen gewissen Konflikt mit wechselseitiger Anerkennung, Mobilität usw. bedeutet.

Herrmann: Sie ziehen also, anders als viele protestierende Studierende, eine positive Bilanz der Bologna-Reform?

Bode: Halt, erstens ist das nur eine Zwischenbilanz, wir sind noch mitten im Prozess. Und zweitens bezieht sich meine Zustimmung zunächst mal nur auf die Zweiteilung in Bachelor- und Master-Studium, weil das mehr Möglichkeiten der Differenzierung eröffnet. Bei der konkreten Umsetzung durch die Hochschulen, Länderbehörden und Akkreditierungsagenturen zeigt sich dagegen ein außerordentlich gemischtes Bild und insgesamt wird es weitere fünf bis zehn Jahre dauern, bis wir ein ausgewogenes und ausgereiftes System haben.



Herrmann: Was sind denn aus Ihrer Sicht kritische Punkte der Umsetzung?

Bode: Viele Studiengänge sind stofflich überfrachtet und zu verschult und somit werden auch gute Traditionen studentischer Lernfreiheit und Selbständigkeit über Bord geworfen. Wenn schon in den ersten Wochen Klausuren geschrieben werden, deren Ergebnis in die Abschlussnote eingeht, so ist das bestenfalls

Viele Studiengänge sind einfach zu eng geschnitten und zu spezialisiert. Jedenfalls bei den Bachelor-Studiengängen sollte es um größtmögliche Breite und nur exemplarische Vertiefung und Spezialisierung gehen – und dabei sollte noch Zeit für eigene Schwerpunkte, für Auslandsstudium und Praktika bleiben.

Schule, und nicht mal gute. Wenn der ganze akademische Bildungsprozess sich darin erschöpft, Wissenshäppchen in ECTS-Dosen zu akkumulieren, wäre das die endgültige Niederlage eines Bildungsideals, das auf die Heranbildung eigenständiger Persönlichkeiten zielt. Und wenn man Asien-Experten in drei Jahren ausbilden will, ohne dass die auch mal in einem asiatischen Land studiert oder gearbeitet haben und wenigstens eine dortige Sprache verstehen, so ist das einfach nicht seriös. Viele Studiengänge sind einfach zu eng geschnitten und zu spezialisiert. Jedenfalls bei den Bachelor-Studiengängen sollte es um größtmögliche Breite und nur exemplarische Vertiefung und Spezialisierung gehen – und dabei sollte noch Zeit für eigene Schwerpunkte, für Auslandsstudium und Praktika bleiben. Das beißt sich dann allerdings oft mit der Begrenzung auf drei Jahre, die die meisten Hochschulen für das Bachelor-Studium gewählt haben.

Herrmann: In Spanien dauert der Bachelor ja vier Jahre, wie in Amerika. Finden Sie das denn besser?

Bode: Vielleicht nicht in allen Studiengängen, aber in den meisten: ja. Drei Jahre sind für die Anforderungen, die ich gerade genannt habe, in der Regel zu kurz. Das finden offenbar auch die meisten Bachelor-Absolventen in Deutschland und wollen deshalb gleich anschließend in den Master. Sie studieren dann fünf Jahre, in Wirklichkeit wohl sechs Jahre wie früher. Allerdings haben sie dann zwei Abschlüsse und auch die Möglichkeit unterschiedlicher Kombinationen von Bachelor und Master. Das wäre dann die Verbesserung, die immerhin bliebe. Bei vier Jahren bis zum Bachelor würden dagegen wie in Amerika wesentlich mehr Absolventen erst einmal in den Beruf gehen und eventuell später einen weiterbildenden Master machen.

Herrmann: Warum haben sich dann die deutschen Hochschulen ganz überwiegend für das 3+2 Modell entschieden?

Bode: Das wüsste ich auch gern, eine richtige öffentliche Debatte oder Entschließungen der Rektorenkonferenz gab es nicht. Viele Hochschulen glaubten, sie müssten 3+2 wählen wegen staatlicher Vorgaben, das stimmte aber nicht. Wieder andere wollten sich international gegen die Konkurrenz der englischen *Dreijährigen* behaupten. Die meisten aber waren der Meinung, dass ein seriöses Master-Studium zwei Jahre brauche und dann bleiben nach der Bologna-Formel nur noch drei Jahre für den Bachelor. Jetzt ist man dabei, auch auf Grund der studentischen Proteste, die Dinge noch mal zu überprüfen und daraus folgen dann immer mehr sieben- oder achtsemestrige Bachelor-Studiengänge. Auch der DAAD hat mit seinem Programm *Bachelor Plus* – 3 Jahre + 1 – für ein zusätzliches Auslandsstudienjahr geworben. Und die Studenten verstehen allmählich, dass die dreijährige Vorgabe nur für das Curriculum, nicht auch für ihre individuelle Studienzeit gilt: selbstverständlich kann man sich nach wie vor für ein Auslandssemester oder -jahr auch beurlauben lassen, wie wir das früher machten. Mir wäre aber lieber, es wäre gleich als Bestandteil des Curriculums vorgesehen. Also, kurz zusammengefasst: Die Reform ist im Prinzip richtig, aber die Umsetzung ist noch sehr unterschiedlich und lässt viel Raum für Verbesserungen.

Herrmann: Die deutschen Hochschulen erleben ja jetzt einen Ansturm starker Jahrgänge auf das Bachelor-Studium. Wenn die eines Tages durch sind, gibt es dann für alle, die das wollen, genug Plätze im Master-Studium, falls die Übergangsquoten so hoch bleiben?

Bode: Nein, jedenfalls bisher nicht. Das ist ein mehr oder minder versteckter Dissens, der uns noch heftig beschäftigen wird. Die Kulturminister wollen allenfalls die Hälfte der Bachelor-Absolventen, natürlich die nach Noten besseren, im Master-Studium dulden. Den Finanzministern ist schon das viel zu viel, Studierende und Hochschulen dagegen wollen den Master für alle oder jedenfalls die freie Wahl für jeden. Soviel Ressourcen sind aber für das Master-Studium gar nicht vorgemerkt, weil jetzt alles im Erststudium gebraucht wird. Der Konflikt bahnt sich örtlich schon an, spätestens in zwei, drei Jahren wird der *Numerus clausus* in den Master-Studiengängen uns in der ganzen Republik beschäftigen. Und dann wird man vielleicht endlich entdecken, dass es auch beim Master große Unterschiede gibt, da lässt sich nicht alles über einen Kamm scheren.

Herrmann: Welche Unterschiede meinen Sie damit?

Bode: Nun, abgesehen von Qualitäts- und Inhaltsunterschieden, die es immer gibt, gibt es auch ganz unterschiedliche Ziele und *Philosophien* für Master-Studiengänge. Die wichtigste Unterscheidung ist die zwischen dem *konsekutiven Master* direkt im Anschluss an den Bachelor und dem *weiterbildenden Master*, der nach Jahren der Berufstätigkeit absolviert wird wie z.B. der MBA. Dieser MBA ist eine professionelle Weiterbildung, die keine besonders hohen wissenschaftlichen Ansprüche stellt. Aber auch beim *konsekutiven Master* gibt es den Unterschied zwischen dem

fachlichen Ergänzungsstudium – z.B. einem LLM in Jurisprudenz – und dem wissenschaftlichen Vertiefungsstudium, das sich an den künftigen wissenschaftlichen Nachwuchs wendet und eigentlich zur Promotion hinführt. Die Politik hat bei ihren Planungen eigentlich nur diesen kleineren Kreis potentieller Nachwuchswissenschaftler im Visier gehabt. Interessanterweise bleiben diese Fragen in all den wortreichen Bologna-Dokumenten völlig offen.

Herrmann: Und wie lösen sich diese Fragen jetzt?

Bode: Man überlässt sie jetzt erst mal dem Markt, also dem Verhältnis von Angebot und Nachfrage. Wobei allerdings die Studenten keine wirkliche Marktmacht haben, weil sie – jedenfalls in Deutschland – zumeist keine zahlenden Kunden sind. Aber trotzdem ist diese Lösung immer noch besser als zentral vorgegebene staatliche Quoten.

Herrmann: Nochmal zurück zum Bachelor. Sie kritisierten die zunehmende Verschulung, bei der auch gute deutsche Traditionen studentischer Lernfreiheit über Bord geworfen würden. Hat es nicht auch Vorteile, dass die Studierenden und Lehrenden jetzt klarer wissen, was von ihnen erwartet wird?

Bode: Ja, es gibt jetzt mehr Klarheit über die Studieninhalte und den Studienablauf, das Studium ist kalkulierbarer geworden und es gibt nicht mehr die massiven Orientierungsprobleme, die uns in Deutschland früher in den ersten zwei Semestern geplagt haben. Das ist zweifellos ein Gewinn, wie es überhaupt ein Erfolg des Bologna-Prozesses ist, dass er die Studierenden in den Mittelpunkt gestellt und die Hochschulen zu einer neuen Reflexion über die Studieninhalte gezwungen hat. Andererseits hat diese stärkere Verschulung auch ihren Preis. Denn das frühere, in Deutschland sehr offene Studiensystem, das es jedenfalls in den Geistes- und Gesellschaftswissenschaften gab, hatte auch seine großen Vorzüge für diejenigen, die damit umzugehen verstanden. Man musste sich selbst mehr darum kümmern, was und wie man eigentlich lernen wollte, hatte sowohl inhaltlich wie zeitlich mehr Freiheit, aber auch mehr Verantwortung für die eigene Studienbiografie. Das hat manche zur Verzweiflung und viele, zu viele, zum Scheitern gebracht – aber wer es erfolgreich überlebt und genutzt hatte, der war meist auch viel selbständiger und selbstbewusster, auch als Persönlichkeit gereifter. Als Arbeitgeber, der viele Geisteswissenschaftler eingestellt hat, habe ich oft bewundert, was die jungen Menschen so alles vor, während und nach ihrem Studium getan haben, obwohl es in keiner Studienordnung stand. Und bis heute werden unsere deutschen DAAD-Stipendiaten in aller Welt nicht zuletzt wegen ihrer größeren Selbstständigkeit und Eigeninitiative geschätzt. Das darf auf keinen Fall auf dem Altar von Bologna geopfert werden.

Herrmann: Und wie soll das gehen, schließt sich das nicht gegenseitig aus?

Bode: Nicht unbedingt. Auch in einem stärker verschulnten Bachelor-Studiengang kann und sollte es Freiräume für eigene Schwerpunktbildungen geben. Man könnte und sollte ein ganzes Seme-

ster innerhalb einer fachlichen Bandbreite frei gestalten, sollte da auch zwischen Studium und angeleitetem Praktikum oder Auslandsaufenthalt wählen können. Und ansonsten kommt es auch in einem reglementierten Studium entscheidend auf die Lehr- und Lernmethode an: es sollte von Anfang an darum gehen, sich den Stoff selbstständig zu erarbeiten, das Denken zu lernen, nicht Wissen zu pauken, an Themen und Projekten zu arbeiten und nicht an Stoffkatalogen. Und dann wäre da noch das Stichwort *Differenzierung*: den wenigen, die das wollen und können, sollte auch die Möglichkeit eingeräumt werden, abweichend vom Curriculum zu studieren und sich allerdings dann auch einer strengen Abschlussprüfung zu stellen. Es sollte die Chance geben, dass ein genialer Querkopf mit dem Prüfungsausschuss ein *studium irregulare* vereinbart und ganz andere, neue Wege geht.

Herrmann: Heißt das also, das Humboldt'sche Studienmodell gilt nur noch für ein paar wenige Überflieger, während die Masse eher schulmäßig zu einem Brotberuf ausgebildet wird?

Um es deutlich zu machen: die smarten Banker, die uns in eine Finanzkrise mit unabsehbarem Ende gestürzt haben, waren sicher alles Top-Absolventen der Top-Business-Schools der Welt. Sie waren und sind hoch qualifiziert, aber nicht gebildet. Zur Bildung gehört auch Verantwortungsbewusstsein für die Folgen des eigenen Tuns.

Bode: Ja und nein. Als Wilhelm von Humboldt seine berühmte Denkschrift verfasste, gab es im ganzen Deutschen Reich etwas mehr als 5000 Studierende. Seine Idee einer *Bildung durch Wissenschaft in Einsamkeit und Freiheit*, ein absolut elitäres Konzept, das ohnehin in Reinkultur nie realisiert worden ist, passt sicher nicht mehr für ein Massensystem von über zwei Millionen Studierenden. Aber als eine Art konkreter Utopie taugt es immer noch, nicht für jeden gleichermaßen und auch nicht in allen Stadien einer wissenschaftlichen Karriere in gleichem Umfang, mehr für die Master- und Promotionsphase als für das Erststudium. Etwas vom forschenden Lernen sollte jede Universität, die diesen Namen verdient, ihren Studierenden allerdings schon vermitteln. Und noch eins sollten wir von Humboldt weiterhin bewahren: ihm ging es letztlich um die Heranbildung von verantwortlichen Persönlichkeiten, er sah in dem Ethos der Wissenschaft auch eine sittliche Orientierung und in der Universität deshalb auch eine *moralische Anstalt*.

Herrmann: Meinen Sie denn, eine solche Idee wäre in einer pluralistischen und multikulturellen Gesellschaft noch zeitgemäß und konsensfähig?

Bode: Ich fürchte, Sie zweifeln da zu Recht. Die Universitäten haben nach ihrem heutigen Selbstverständnis keinen Erziehungsauftrag, sondern einen Qualifizierungsauftrag. So steht es auch in den vielen Bologna-Dokumenten: *Employability* ist das Ziel des Studiums, also die berufliche Qualifizierung für den Arbeitsmarkt. Nichts von ethischen Orientierungen, nichts von gesellschaftlichen und staatsbürgerlichen Werten und Tugenden und schon gar nichts von den globalen Verhaltensmaximen, die wir in einer immer enger zusammenrückenden Welt so dringend brauchen und von denen schon Immanuel Kant geschrieben hat. Das sind keine akademischen Spinnereien, sondern sehr konkrete, handfeste, vielleicht sogar existentielle Petita. Um es deutlich zu machen: die smarten Banker, die uns in eine Finanzkrise mit unabsehbarem Ende gestürzt haben, waren sicher alles Top-Absolventen der Top-Business-Schools der Welt. Sie waren und sind hoch qualifiziert, aber nicht gebildet. Zur Bildung gehört auch Verantwortungsbewusstsein für die Folgen des eigenen Tuns. Ihre Ausbildung hat ihnen ganz offensichtlich keinen Kompass für eine solche moralische Orientierung mitgegeben. Und noch jetzt sind sie offenbar

Herrmann: Dann machen wir jetzt eine Reise mit der Zeitmaschine in Ihre Vergangenheit: Wie war die Universität zu Ihrer Studienzeit und wie haben Sie sie erlebt?

Bode: Meine Studienzeit habe ich außerordentlich genossen. Ich habe vier Jahre Jura studiert – davon habe ich die ersten zwei Jahre alles andere außer Jura gemacht und dann zwei Jahre nichts anderes mehr außer Jura. Ich habe mindestens 50% meines *learning outcomes*, wie man das heute nennt, durch Eigenarbeit mit Freunden, Kollegen und Büchern und durch praktische Erfahrungen erarbeitet, 20% Stoff gebüffelt beim Repetitor und 30% Wissenschaft bei einigen wenigen hervorragenden Professoren geschnuppert. Das aber war das Studium schon wert.

Im Übrigen habe ich in Berlin, Kiel und Bonn viel Kultur, Sport und Politik gemacht. Ich war in einem Entwicklungsland, was für Juristen ganz ungewöhnlich war, habe mir die Welt angeschaut und habe den Bildungsprozess – vielleicht auch erst im Nachhinein – als ein *Gesamtkunstwerk* verstan-



Christian Bode, auf der linken Seite des Rektors, Juan Jimenez, Ehrendoktorwürde der Universität Pablo de Olavide.

frei von jedem Unrechtsbewusstsein, sie machen einfach weiter wie bisher und streichen dafür auch noch dicke Boni ein. Für mich ist das nicht nur eine finanzielle, sondern eine moralische Krise und auch eine Krise der akademischen Bildung. Ich denke, hier hätte Europa aus dem Reichtum seiner Ideengeschichte doch einiges zu bieten und deshalb ist es so enttäuschend, dass der Bologna-Prozess, der sich doch europäisch nennt, dazu so gar nichts anbietet. Er redet von *mobility, recognition, quality assurance, social dimension, ECTS and diploma supplement* usw., also technokratisch-strukturelle Texte, die auch China, Ägypten und Kolumbien unterschreiben könnten, – und warum eigentlich nicht? – Da gibt es gar keine großen Unterschiede und daran ist auch nichts besonders Europäisches – im Gegenteil, – es ist eher ein Verschnitt von angloamerikanischen und kontinentaleuropäischen Strukturen. Aber die inhaltlichen Fragen, die nicht beantworteten, die wären eigentlich europäisch. Das bleibt noch aufgegeben. Und vielleicht gelingt es uns eines Tages, darüber einen europäischen Dialog herzustellen. Der sollte aber diesmal von den Universitäten ausgehen und nicht von Ministerkonferenzen wie der bisherige Bologna-Prozess. So gesehen hätte der Prozess noch eine große Zukunft. Damit aber nun genug zum Bologna-Prozess.

Ich war in einem Entwicklungsland, was für Juristen ganz ungewöhnlich war, habe mir die Welt angeschaut und habe den Bildungsprozess – vielleicht auch erst im Nachhinein – als ein Gesamtkunstwerk verstanden, bei dem die Universität eine wichtige, aber nicht die alleinige Rolle spielte.

den, bei dem die Universität eine wichtige, aber nicht die alleinige Rolle spielte. Das sehe ich heute noch so, aber ich habe ja schon vorhin gesagt, dass dieses absolut permissive System neben großen Vorteilen auch schwere Nachteile hatte und dass es für die heutige Universität kein Leitbild mehr sein kann. Deshalb empfehle ich das nicht, ich kann nur sagen, ich habe es ein Stück weit genossen. Wie gesagt, wir sollten von den Stärken des alten Systems so viel wie möglich retten und mit den neuen Notwendigkeiten versöhnen.

Herrmann: Nach der kleinen Reise in die Vergangenheit machen wir jetzt eine in die Zukunft. Wie stellen Sie sich die deutsche Universität und die universitäre Landschaft in ca. 20 Jahren vor – und zwar auch in Bezug auf die Studienbedingungen für die Studierenden und die Arbeitsbedingungen für die Dozenten?

Bode: Die Universität wird es weiterhin geben – in 20 Jahren und auch in 200 – es wird aber nicht *die* Universität geben, die gibt es schon jetzt nicht, sondern es wird völlig unterschiedliche Universitäten geben, die Differenzierung nach Typus und Qualität wird noch zunehmen. Absolut wird die Stu-

dierendenzahl bei uns dann langsam zurückgehen – das liegt an der Demografie. Relativ wird sie zunehmen, das heißt, wir werden mehr als jeden zweiten im Tertiärbereich haben. Die Mehrheit der Studierenden in Deutschland sollte dann in den mehr praxisorientierten Fachhochschulen sein, die jetzt schon hervorragende Arbeit machen. Daneben wird es auch im tertiären Bereich mehr duale Ausbildungsgänge geben – also eine Verbindung von Studium und praktischer Ausbildung in Betrieben, wie wir das in der Kombination Schule und Betrieb aus unserer postsekundären dualen Berufsausbildung kennen und schätzen. Ich vermute, es wird auch mehr private Anbieter geben und auch das Lernen mit den neuen Medien wird erheblich zunehmen. Es wird unterschiedlichste Studiengänge geben – von speziellen zu allgemeinen, von *liberal arts*, von vierjährigen über dreijährige bis zu zweijährigen. Wir werden also ein noch viel bunteres Bild haben als heute, was die Orientierung nicht unbedingt erleichtert.

Was massiv zunehmen wird, ist das Thema *Weiterbildung* an Universitäten. Das gilt einmal für die Leute mittleren Alters, denn schon heute ist nur noch jeder Zweite nach 15 Jahren in seinem erlernten Beruf tätig und die Berufswelt wird sich mindestens im gleichen Tempo verändern. Das gilt aber erst recht für die ältere Generation. Die Lebensarbeitszeit wird sich deutlich verlängern müssen. Jetzt ist sie schon auf 67 Jahre erhöht, aber das wird gar nicht reichen, weil unsere demografischen Verwerfungen sonst überhaupt nicht zu bezahlen sind. Es treten quantitativ immer schwächere Jahrgänge ins Berufsleben ein, während starke Jahrgänge in Rente oder Pension gehen, wobei sich ihre Lebenserwartung durch den medizinischen Fortschritt noch ständig verlängert.

Wenn aber Weiterbildung auch für die Älteren immer wichtiger wird, dann bedeutet das für die Grundausbildung, jetzt meine ich den Bachelor, also die Zeit, wenn die Leute am aufnahmefähigsten sind, dass sie so breit wie irgendwie möglich angelegt sein muss, damit später etwas im Sinne der Weiterbildung draufgesetzt werden kann. Um es bildlich auszudrücken: Die Platte für das Fundament muss ganz breit gegossen sein, breiter als der Grundriss des Hauses, das man zunächst darauf baut; dann kann man, wenn's nottut, später noch etwas dranbauen, umbauen, erweitern. Aber wo gar kein Fundament ist, da kann man auch nicht mehr solide bauen. Eine alte Spruchweisheit sagt ja *Was Hänschen nicht lernt, lernt Hans nimmermehr* – und das stimmt immer noch. Deshalb sehe ich alle Tendenzen zu frühzeitiger Spezialisierung außerordentlich kritisch. Spezialisieren kann man sich *on the job* immer noch – aber Grundlagen können später nicht mehr so leicht geschaffen werden.

Im Übrigen werden die Universitäten noch viel internationaler sein als heute schon. Englisch wird unsere Zweitsprache werden, verpflichtend für jedermann, daneben sollten angehende Akademiker noch eine weitere Fremdsprache – vielleicht Spanisch oder Französisch oder Russisch oder Chinesisch – dazulernen. Wir brauchen in Europa und in der Welt eine Verständigungsfähigkeit in *einer* Sprache und das kann nach Lage der Dinge nur Englisch sein – das ist als Kommunikationsprache, und darum allein geht es hier, jedenfalls leichter als Mandarin.

Herrmann: Und wo bleibt die deutsche Sprache?

Bode: Seien wir realistisch. Deutsch ist eine schöne, eine reichhaltige Kultursprache und von über 5000 Sprachen auf der Welt immer noch unter den ersten zehn Verkehrssprachen. Wer Luther oder Marx, den Faust oder die Frankfurter Schule im Originalton lesen will, muss Deutsch lernen, und das tun ja auch noch erfreulich viele, denn all diese Texte sagen uns auch heute noch viel. Aber wer international zitiert werden will, muss in Englisch publizieren, ohne Englisch hat man im globalen Business keine Chance. In Kurzformel: Englisch ist ein Muss, Deutsch ist ein Plus.

Herrmann: Aber wie soll man einem jungen Menschen klarmachen, dass er außer Englisch, mit dem er durch die ganze Welt kommt, auch noch Deutsch oder Französisch oder Spanisch lernen soll?

Bode: Erstens müssten alle, die nicht englische Muttersprachler sind und denen an ihrer eigenen Muttersprache etwas liegt, eine Allianz für Mehrsprachigkeit bilden. Und zwar in dem Sinne,

Hier wünschte ich mir manchmal mehr Flexibilität, Kundenorientierung und Kreativität von den philologischen Instituten, auch den germanistischen, in Deutschland, in Spanien und in der Welt.

dass jeder außer Englisch eine weitere Fremdsprache lernt. Es gibt genug Beispiele mehrsprachiger Länder, die zeigen, dass das geht. Und zweitens müssen wir einen klaren Unterschied machen zwischen der obligatorischen *Zweitsprache* Englisch und der freiwillig gewählten zusätzlichen Fremdsprache. Die Zweitsprache Englisch verstehe ich hier als eine Kulturtechnik wie Lesen, Schreiben, Rechnen und neuerdings *digitalen Alphabetismus*. Dieses Englisch ist nicht das Englisch des William Shakespeare oder des James Joyce, sondern ein Kanon von allgemein und fachspezifisch notwendigen Vokabeln mit einfacher Grammatik, – also genug, um ein Anliegen hinreichend differenziert verständlich zu machen, aber nichts von den vielen Feinheiten, idiomatischen Besonderheiten und Irregularitäten dieser Sprache, auch nichts von den dahinterliegenden kulturellen und politischen Erbschaften. Wer auch das will, soll dann Englisch als regelrechte Fremdsprache lernen, was wesentlich aufwändiger ist und auch später einsetzen mag. Mit dem Erlernen einer *Fremdsprache* nämlich meine ich das Eintauchen in eine andere Kultur, andere Denkweise und Lebensart, andere gesellschaftliche und politische Erfahrungen und Errungenschaften und andere landeskundliche Themen. Wir sollten auf breiter Front dafür werben, dass ein so verstandenes Fremdsprachenlernen einen ganz eigenen Bildungswert hat,

der durch das Erlernen der Kommunikationssprache Englisch nicht wirklich erzielt werden kann.

Herrmann: Sind Sie denn unter diesem Blickwinkel mit dem Stand der deutschen Sprache und Germanistik in Spanien zufrieden?

Bode: Ich glaube, es gibt zurzeit eine gute bis sehr gute Nachfrage nach Deutschkursen, vor allem von Hörern anderer Fakultäten, die vielleicht mal in Deutschland studieren oder arbeiten wollen. Auch die Goethe-Institute können sich über leere Seminarräume nicht beklagen. Die Germanistik in Spanien dagegen hat es, wie übrigens in vielen anderen Ländern auch, nicht leicht, sich zu behaupten und das wird bei sinkenden Jahrgangsstärken sicher nicht besser. Wir sind natürlich daran interessiert, dass es in allen europäischen Ländern wenigstens einige Universitäten mit einer Auslandsgermanistik von hoher Qualität gibt, auch wenn die Zahlen der Studierenden, die sich wissenschaftlich für das Fach interessieren, eher sinkt. Aber wissenschaftliche Exzellenz

muss, erhöhen sich mal soeben die Medikamentenaufwendungen um vier Milliarden. Gar nicht zu reden von den mehrstelligen Milliardenbeträgen, die über Nacht für die Bankenrettung bereitgestellt werden konnten.

Deshalb bin ich dafür, dass wir eine angemessene Beteiligung der Studierenden nicht mehr tabuisieren – mit angemessen meine ich, was bei uns hier so üblich war – 1000 bis maximal 2000 Euro im Jahr – allerdings verbunden mit einer Ausbildungsförderung, die für alle sozial Schwächeren die Studiengebühren übernimmt. Wer dann zahlen müsste, wären der Mittelstand und die Besserverdienenden, deren Kinder allerdings zwei Drittel aller Studierenden stellen. Gegenwärtig zahlen die Arbeiter mit ihren Steuern auch die kostenlose Ausbildung des Milliardärsohns in Deutschland und das ist auch nicht sozial. Wir haben bei uns schon eine merkwürdige Situation – für Kindergärten zahlt man Gebühren, für das Studium dagegen nicht. Das müssen Sie erst mal jemandem erklären. Allerdings halte auch ich Studiengebührenmodelle, wie wir sie in den USA erleben,



Christian Bode, Doctor Honoris Causa.

schließt ja nicht aus, dass die Germanistik auch eine breitere berufsbezogene Nachfrage bedient, insbesondere für künftige Deutschlehrer, Dolmetscher und Übersetzer, oder auch als Zweifach attraktive Angebote entwickelt. Hier wünschte ich mir manchmal mehr Flexibilität, Kundenorientierung und Kreativität von den philologischen Instituten, auch den germanistischen, in Deutschland, in Spanien und in der Welt.

Herrmann: Schnitt und Themenwechsel: Stichwort Unterfinanzierung der Hochschulen, Kommerzialisierung und Studiengebühren – wie schätzen Sie diese Gefahren ein?

Bode: Also, ich war lange Zeit Gegner von Studiengebühren – immer in der Hoffnung und Erwartung, dass die demokratische Gesellschaft, die immer mehr ihrer Kinder auf die Hochschule schickt, dann auch bereit ist, die Steuermittel bereitzustellen, die die Hochschulen brauchen. Ich stelle trotz aller Proteste fest, das gelingt irgendwie nicht. Die Hochschulen sind in Deutschland – aber nicht nur in Deutschland – unterfinanziert und zwar deutlich. Und die Politik spendiert im Zweifel eher etwas für Steuerenkungen, Sozialausgaben oder für Gesundheit. Während in der Universität für ein paar Millionen jahrelang gekämpft werden

Das führte übrigens auch dazu, dass bei uns der Dokortitel wie ein Adelstitel beim Namen getragen wird. Das war sozusagen die Adellung des Bildungsbürgers und das hat eine ungeheure wissenschaftliche und wirtschaftliche Dynamik entfaltet.

in diesen Größenordnungen für wirklich abschreckend, da wollen wir nie hin. Eben das ist ja auch die Sorge der Studiengebühren-Gegner und deshalb wollen sie schon den Anfängen wehren. Übrigens habe ich noch in einer Zeit mit Studiengebühren studiert – sie betrug ca. 250 DM pro Semester, das wäre heute ein Wert von rund 500 Euro. Für Berlin habe ich ein Stipendium bekommen, ansonsten habe ich immer gearbeitet und war bei Studienende fast fertiger Fliesenleger. Allerdings war in meiner Zeit, das habe ich erwähnt, das Jobben neben dem Studium viel einfacher als heute.

Herrmann: Eine weitere interessante Frage ist die Position der Universität im Verhältnis zu anderen Bildungseinrichtungen wie Primar-, Sekundar- und berufsbildenden Schulen.

Bode: Das ist ein riesiges Feld mit vielen Baustellen – deshalb möchte ich dazu jetzt nur so viel sagen, dass es ganz wichtig ist, überall Durchlässigkeiten zu schaffen bzw. zu erhalten. Das Prinzip *Aufstieg durch Bildung* muss mit aller Radikalität weiter gelten. Es muss nicht nur ein *American Dream*, sondern es muss auch ein Europäischer Traum sein, dass man aus jeder Position bis zu den Sternen kommen kann – und zwar insbesondere durch

Bildung. Das ist nicht nur eine Frage der Gerechtigkeit, sondern vor allem auch der gesellschaftlichen Innovation. Gesellschaften, in denen die Claims zwischen den großen Familien, Clans und Interessengruppen hermetisch abgesteckt sind, gehen früher oder später zugrunde. Umgekehrt bedeutet gesellschaftliche Durchlässigkeit und übrigens auch Offenheit für Immigranten immer neues Blut und frische Ideen. Ein großer Teil der Dynamik der USA kommt von den Einwanderern mit dem Aufsteigerimpuls und auch Europa hat da großartige Traditionen. Man denke etwa an die französischen Hugenotten, mit denen die Preußen ihr Land aufgebaut haben – oder an das deutsche Bildungsbürgertum des 19. und 20. Jahrhunderts, das die Macht von Kirche und Adel durch Bildungsaufstieg aufgebrochen hat. Das führte übrigens auch dazu, dass bei uns der Dokortitel wie ein Adelstitel beim Namen getragen wird. Das war sozusagen die Adellung des Bildungsbürgers und das hat eine ungeheure wissenschaftliche und wirtschaftliche Dynamik entfaltet. Aber dafür muss das Bildungssystem auch entsprechend organisiert sein, indem es zum Beispiel zweite Chancen eröffnet und ein *Entweder-Oder-* und *Alles-oder-nichts-*Prinzip vermeidet. In diesem Sinne haben wir in Deutschland noch einiges zu tun, Schwachstellen sind einerseits die frühe Aufteilung der Kinder nach ihrer intellektuellen Leistungsfähigkeit in drei verschiedene Schularten und andererseits die geringe Durchlässigkeit von der postsekundären Berufsausbildung in die Hochschule. In beiden Punkten gibt es jetzt aber Bewegung und Fortschritte.

Herrmann: Wir verlassen jetzt den Bereich *in Deutschland* und gehen in den Bereich *aus und nach Deutschland*: Ausländische Studierende in Deutschland – deutsche Studierende im Ausland. Ist das Ihrer Meinung nach ein Beitrag für die Völkerverständigung, ist das ein Gewinn oder ein Verlust für die deutsche Wirtschaft oder beides?

Bode: Völkerverständigung klingt heutzutage ein bisschen angestaubt, aber nur in Europa – Gott sei Dank! Nach zwei so fürchterlichen Kriegen waren wir so erschöpft, dass wir uns entschieden haben, statt Feindschaft einfach mal Freundschaft zu probieren und siehe da: es geht. Ich bin aber nicht mehr sicher, ob dieses Motiv in der neuen Generation noch so wach ist wie es das bei uns noch war, die wir in Trümmern groß geworden sind. Für mich ist das immer noch ein Motiv, die Welt ist gar nicht friedlich mit durchschnittlich 20 Kriegen pro Jahr. Schauen Sie mal nur auf die Weltkarte, wo überall UNO-Blauhelme aufgestellt sind.

Völkerverständigung heißt heute aber auch nicht mehr nur Kriegsverhütung, sondern auch Solidarität mit Entwicklungsländern, Hilfe zur Selbsthilfe, wobei Bildungshilfe wohl die wichtigste und nachhaltigste ist. Deshalb gibt der DAAD auch fast die Hälfte seines Budgets für die Bildungszusammenarbeit mit Entwicklungs- und Schwellenländern aus.

Und dann gibt es natürlich noch andere gute Gründe für mehr Austausch, zum Beispiel wirtschaftliche: Die deutsche Wirtschaft ist extrem international orientiert und braucht deutsche Mitarbeiter mit internationalen Kenntnissen und Erfahrungen. Für ihre wachsenden Auslandsinvestitionen braucht sie außerdem Ausländer mit deutschen Sprachkenntnissen und möglichst auch mit deutschen Lebenserfahrungen.

Das wichtigste Motiv für unsere Arbeit ist aber die Überzeugung, dass ein Auslandsaufenthalt einen ganz wichtigen Beitrag dazu leistet, weltoffene, tolerante Persönlichkeiten heranzubilden. Wir brauchen als künftige Führungskräfte in Politik, Wirtschaft und Gesellschaft solche Leute, die über den eigenen Kirchturm hinausblicken, die Verständnis für Andersdenkende haben, die faire Kompromisse finden können und die trotz unterschiedlicher Interessen einen Sinn für das gemeinsame Ganze haben – und übrigens auch einen Blick für die künftigen Generationen. Nur mit solchen Leuten wird es gelingen, die Globalisierung fair und nutzbringend für alle zu gestalten. Wir erfahren leider täglich, wie weit wir davon noch entfernt sind.

Herrmann: Wie ist Ihr Eindruck von der spanischen Universität?

Bode: Ich selbst habe ein wenig Spanisch gelernt, war öfters im Lan-

Das wichtigste Motiv für unsere Arbeit ist aber die Überzeugung, dass ein Auslandsaufenthalt einen ganz wichtigen Beitrag dazu leistet, weltoffene, tolerante Persönlichkeiten heranzubilden.

de, war in diesem Jahr Gutachter für den Exzellenzwettbewerb *Campus de Excelencia Internacional*, aber das macht mich natürlich noch nicht zum Experten für das spanische Hochschulwesen. Es ist allerdings bezeichnend, dass ich während der achtziger Jahre, als ich Generalsekretär der Westdeutschen Rektorenkonferenz war, in meiner Arbeit wenig von den spanischen Hochschulen vernommen hatte. Seit den neunziger Jahren, vor allem durch die europäischen Programme, hat sich das aber spürbar geändert. Heute ist Spanien die Nummer 1 im Erasmus-Programm, sowohl als Gastland wie als Entsendeland, und das ist nicht nur dem sonnigen Klima geschuldet. Auch in Deutschland nimmt das Interesse an Spanienaufhalten und am Erlernen der spanischen Sprache ständig zu. Und aus Spanien bekommen wir im DAAD etwa in unserem Programm mit der Fundación “la Caixa“ vorzügliche Master- und Promotionskandidaten. Aus europäischer Sicht ist zudem die Brückenfunktion Spaniens nach Lateinamerika von großer Bedeutung, auch die Nachbarschaft zur gegenüberliegenden Küste des Mittelmeers. Also, die spanischen Hochschulen haben wichtige internationale Aufgaben und mir scheint, die packen sie jetzt auch entschieden an. Der jüngste Beleg dafür ist die Gründung der *Fundación Universidad.es*, die sich am Beispiel des DAAD orientiert.

Herrmann: Was denken Sie über *Universidad.es*?

Bode: Wir haben die Gründung sehr begrüßt und von Anfang an

mit Rat und Tat begleitet. *Universidad.es* hat sehr schnell vielfältige Initiativen entwickelt und kann schon erstaunliche Erfolge vorweisen. Sie sind bereits gut vernetzt und ein anerkannter Partner der anderen Austauschorganisationen, die sich in Brüssel in einer Vereinigung namens ACA (*Academic Cooperation Association*) verbunden haben. Nun wünsche ich ihnen trotz der Finanzprobleme weiteres Wachstum durch neue Programme und neue Geldgeber, vielleicht auch durch Inkorporation europäischer Programme. Wir können einiges darüber erzählen, wie man das macht.

Herrmann: Damit sind wir wieder beim DAAD. Uns interessieren Ihre schönste und unschönste Erfahrung in Ihrer zwanzigjährigen Amtszeit beim DAAD.

Bode: (überlegt) Auf der Seite der schönen Erfahrungen gibt es so

viele: Natürlich war der 3. Oktober 1990, die Wiedervereinigung Deutschlands, ein ganz besonderer Tag. Ich bin in Cottbus, also im Osten, geboren, habe in Berlin im Schatten der Mauer studiert und hatte plötzlich die Möglichkeit, mit dem DAAD etwas sehr Nützliches für das Zusammenwachsen der beiden Teile unseres Landes zu tun. Diese beglückende Erfahrung setzte sich dann mit dem Fall des Eisernen Vorhangs nach Osten fort. Im Rückblick habe ich den Eindruck, dass sich seitdem die Welt doppelt so schnell dreht. Eine andere schöne Erfahrung sind immer die Stipendientreffen und natürlich gehört auch die Verleihung meiner Ehrendoktorwürde im Februar 2011 an der Universidad Pablo de Olavide in Sevilla dazu.

Unschöne Erfahrungen fallen mir kaum ein – da muss ich lange überlegen. Natürlich war 9/11 ein einschneidendes Erlebnis, auch die Kriege im Balkan, Afghanistan und Irak, die den naiven *Alles-wird-gut*-Traum jäh beendeten. Beim DAAD



Heute ist Spanien die Nummer 1 im Erasmus-Programm, sowohl als Gastland wie als Entsendeland, und das ist nicht nur dem sonnigen Klima geschuldet.

selbst gab es keine negativen Erfahrungen – wenn ich mal absehe von diesen und jenen Rückschlägen bei einzelnen Projekten, Kürzungen in der Finanzierung, bürokratischen Hindernissen und Auseinandersetzungen. Aber das hat uns nie entmutigt, im Ergebnis haben wir unser Budget verdreifacht.

Herrmann: Wie wird man eigentlich Generalsekretär beim DAAD?

Bode: Dafür gibt es kein vorgefertigtes Muster – die Voraussetzungen sind ganz offen. Ich bin Jurist und meine Nachfolgerin Frau Dr. Rüländ ist Philologin. Man sollte natürlich eine besondere Nähe zum Hochschulsystem haben und eine Leidenschaft für andere Kulturen besitzen, auch ein wenig stolz auf seine eigene Kultur sein. Nicht zuletzt braucht man für den Erfolg auch ein bisschen Glück. Aber am wichtigsten ist wohl der innere Antrieb, nicht nur einen guten Job zu machen, sondern eine Mission für eine bessere Zukunft des eigenen Landes und der Weltgemeinschaft zu erfüllen. Und diesen Antrieb habe ich auch mit meinem Ausscheiden aus dem Amt nicht abgelegt. Deshalb werde ich sicher meinen Ruhestand nicht nur mit Golf oder Bridge verbringen.

Herrmann: Herr Dr. Bode – vielen Dank für das Gespräch und alles Gute für Ihren *Unruhestand*.